II. Die Mittel zur Erlernung der französischen Aussprache.

1. Anknüpfen an bekannte Laute.

Die Mittel, deren man sich bei der Anleitung zur französischen Aussprache bediente, sind verschiedene. Am nächsten lag es, daß man, wie man ganz allgemein an die deutsche Muttersprache oder an die den Schülern früher fast ebenso bekannte lateinische Sprache anknüpfte, ebenso auch bei der Aussprache von den dem Lernenden geläufigen Lauten der deutschen oder lateinischen Sprache ausging. Da dieses allerdings sehr primitive Verfahren vielen Grammatikern mit Recht nicht als genügend erschien, bedienten sich die meisten, wie wir später sehen werden, gleichzeitig noch anderer Hülfsmittel.

Schon Palsgrave (1530), der für Engländer schreibt, vergleicht die französischen Laute mit englischen (und italienischen). So sagt er z. B.: *E in the french tong hath thre dyverse sowndes, for somtyme they sownde hym lyke as we do in our tonge in these words,* a beere, a beest a peere, a beene *and suche lyke . . . . The sowndyng of* e, *whiche is most generally kepte with them, is suche as we gyve to* e *in our tong in these wordes aboue rehersed, that is to say, lyke as the Italianes sounde* e, *or they with vs that pronounce the latine tonge aright.*[1]) Und an einer anderen Stelle schließt er seine Erklärungen mit den Worten: *So that, for the most generalte, the frenche men sounde all theyr fyue vowelles lyke as the Italiens do, except onely theyr* v, *whiche euer so often as they vse for a vowel alone, hath with them suche a sounde as we gyue this diphthong* ew, *in our tong in these wordes rewe an herbe, a mewe for a hawke, a clewe of threde.*[2]) Auch macht Palsgrave auf einen allgemeinen Unterschied zwischen der französischen und englischen Aussprache aufmerksam, nämlich, daß zu seiner Zeit das *e* am Ende der Wörter im Französischen gesprochen wurde, was im Englischen damals nicht mehr der Fall war[3]).

---

[1]) Ellis a. a. O. I, 77.

[2]) Ellis a. a. O. III, 818. — Eine Reihe von Beispielen aus Palsgrave in deutscher Uebersetzung bei Lütgenau a. a. O. 9, 16, 24, 36, 42, 43, 64. Desgl. bei Lange a. a. O. 19, 21.

[3]) Vgl das Zitat bei Lange a. a. O. 27. — Dieselbe Bemerkung schon im *Lambeth-Fragment* (1528), was Lange nicht bemerkt; es heißt da: *Sur toultes choses doibuit noter gentz Englois, quil leur fault acustemer de pronũcer la derniere lettre du mot frãcois, quelq; mot que ce soit (rime exceptee) ce que la langue englesche ne permet.* Ellis a. a. O. III, 815.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dubois (1531)[1]) oder Sylvius, wie er sich lateinisch nennt, vergleicht mit lateinischen und griechischen Lauten[2]) und spricht von den Uebergängen lateinischer Laute und Lautgruppen in französische. Von dem Standpunkt der historischen Grammatik sind seine Angaben allerdings meist unkorrekt, da er seinen Vergleichen nicht die Laute, sondern die Buchstaben und Buchstabengruppen zu Grunde legt.

Ebenfalls mit italienischen (lateinischen) oder deutschen Lauten vergleichen gelegentlich Bovelles *(De differentia vulgarium linguarum.* Paris 1533)[3]), Caucius (1570)[4]), St. Lien oder Hollyband (1580)[5]), Beza (1584)[3]) und Rob. Estienne, der in seinem *Traicté de la grammaire Franç.* (o. J.) sagt: . . . *le tout auons mis par ordre, et traicté a la maniere des Grammaires Latines, le plus clerement et facilement qu'auons peu: Laquelle chose pourra beaucoup seruir principalement a ceulx qui saident de nos Dictionaires Latin-francois, et Francoislatin, et sentremettent de traduire de Latin en Francois. Que si en tout nous ne contentons les lecteurs, principalement ceulx qui veulent que l'escripture suyue sa prononciation, nous n en voulons pourtant debatre auec eulx, ains les prions qu'en paix ils mettent peine de mieulx faire, sans changer la plus commune et receue escripture, prononciation, et maniere de parler conforme au langage de nos plus anciens bien exercez en nostre dicte langue. Il nous suffit de monstrer le chemin de tousjours mieulx faire et prouffiter a tous.*

Auch bei Estiennes Behandlung der Aussprache tritt dieses Prinzip zu Tage, so wenn er S. 5 sagt: *La prononciation des lettres n'est point beaucoup differente de celle des Latins: sinon en celles qui sensuyuent.* Oder er sagt z. B. *C Le plus souuent se prononce comme en Latin.*

Vor allem in den in Deutschland erschienenen französischen Grammatiken wird von der Vergleichungsmethode immer mehr Gebrauch gemacht. So heißt es z. B. bei Pillot (1551): *ai, ay et ei consimilem sonum habent, et eum ferè quem Latina diphtongus ae.*[6]) Oder Jo. Garnier (1558) bemerkt über die Aussprache des *c: Ad haec, in pronuntiatione literae* c, *Galli imitantur Latinos, qui* c *ante* a, o *et* u *efferunt per* k: *ante* i *vero et* e, *per simplex* c *pronuntiant.*

Lubinus (1604)[7]) vergleicht mit deutschen Lauten, hebt aber schon hervor, wie wenig zuverlässig dieses Verfahren ist: *Nec enim ulla linguarum tam est lectu difficilis, primo quidem aditu, atque Gallica, proindeque aliarum linguarum pronunciatio ad Gallicae linguae sonum minime est inflectenda.*

Ein neues Moment trägt Bernhard (1607) in dieses Prinzip, indem er auch deutsche Dialektaussprachen zum Vergleich heranzieht[8]), ein Verfahren, dessen Anwendung sich allerdings nur dann rechtfertigen läßt, wenn die Schüler gerade aus der Gegend stammten, deren provinzielle Aussprache die fremden Laute verdeutlichen sollte.

---

1) Daß seine Grammatik auch für Fremde dienen sollte, sagt er am Schluß der Vorrede: *Latinè autem sum rem exequutus, uti haec Anglis, Germanis, Italis, Hispanis, ac reliquis gentibus externis linguam Latinam non omnino ignorãtibus, sermonis nostri ratio communis fieret.*

2) Vgl. auch Lütgenau a. a. O. 36 und 43.

3) Vgl. Lange a. a. O. 22.

4) Vgl. Lütgenau a. a. O. 30 und Lange a. a. O. 22.

5) Vgl. Lange a. a. O. 20, Lütgenau a. a. O. 16.

6) Wie das Zitat bei Lütgenau a. a. O. 28 zeigt, zieht Pillot 1561 auch noch das Griechische zum Vergleich heran.

7) „*ai* muß pronunciert werden / wie der Griech. Buchstab η, welcher lautet gleich wie die *e* in diesen vier deutschen Wörten: Erdrich, schedlich, mehl, fehl / *une maison*, ein Hauß."

8) Ueber das *u* sagt er S. 15: „*Medium habet sonum inter* u *et* i *et accuminatis labiis effertur: Inferioris Saxoniae incolae illud optime exprimunt in vocibus* Bügell, Kübel u. s. w." — Ebenso Phil. Garnier (1618), franz. *u* werde gesprochen: *ut in Germanica voce hac* Uebel *malum* (S. 4).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch De la Faye (1611) hält diese Methode des Vergleichens, vorausgesetzt, daß das mündliche Vorbild des Lehrers nicht dabei fehlt, für die beste: *Paratur autem haec* (sc. pronunciatio) *potissimum Natura, Arte et Exercitatione, docendi caussa haec in principia interna et externa distingui possunt. Natura enim causa est remotior, et quasi* ὑποκείμενον *subjectum illius: habitus, qui Arte et Exercitatione comparatur. — Ratio autem Artis tradendae, est fidelissimi Praeceptoris: modus discendi optimus iuxta Methodum artificialem, quae est, cum Pronunciatio haec Gallica cum Germanica confertur et peritè demonstratur; et hac Methodo solâ paucissimis horis Pronunciatio Gallica demonstrari potest.* Ganz allgemein spricht er es aus, daß ein ersprießlicher Unterricht „in stetem Vergleich beider Idiome" bestehe.

Mit lateinischen Lauten vergleicht Caffa (1661), ebenso Serreius, in dessen *Grammatica Gallica* (1618) es z. B. über den Laut *a* heißt: *Pronunciatur ut apud Latinos* oder über *b: Latinorum more leniter profertur, et non ita duriter ut P. Ideò cauendum ne cum eo confundatur.*

Mit deutschen Lauten vergleichen der unbekannte Verfasser der 1656 in Tübingen erschienenen *Grammatica Gallica,* gelegentlich auch Oudin (1640)[1]), Rayot (1643), A. Mey (1669), der damit ziemlich unbeholfene Bemerkungen über die Hervorbringung der Laute verbindet[2]), Gravius (1671), der *Abrégé de la Grammaire Françoise* (1699), Canel (1688) Perger (1698) u. a.

Besonders betont wird das Vergleichen mit der Muttersprache von Duez in seinem *Guidon* (1657 ff), wo es heißt: „Darnach seynd .... alle Regeln mit Fleiß auff die Teutsche Sprach gerichtet worden; weil ich offtmahls erfahren / daß man einem Menschen / so irgend eine Sprach lernen will / auff keine bessere Weise einiger Silben oder einiges Buchstabens wahre Aussprach recht ein bilden und zu begreiffen geben kan / als durch Gegenhaltung und Vorstellung etlicher anderer Sylben oder Buchstaben / die in seiner Mutter-Sprach eben also (wo nicht gantz / jedoch beynahe) lauten."

D. Martin, der Universitäts-Sprachmeister war, konnte, wie wir aus seinem *Compendium Favi* (1627) sehen, bei seinen Schülern nicht nur mit deutschen und lateinischen, sondern auch mit griechischen und hebräischen Lauten vergleichen[3]). Ebenso hat er umgekehrt in seinem zur Erlernung des Deutschen bestimmten *Acheminement* (1635) die deutschen Laute durch ähnliche französische erläutert. Es heißt deshalb schon auf dem Titelblatt dieser deutschen Sprachlehre: *contenant des reigles faciles de la prononciation exprimée par le moyen du son des Lettres Françoises.*

Auch Jean Meyer (1683) meint, wenn man sich schon schriftlicher Ausspracheregeln bediene, dann sollten sie wenigstens so eingerichtet sein, „wie es des lernenden natürlicher Muttersprach am nächsten kommt." Er legt großen Wert auf den richtigen Akzent der Worte, eine gleichmäßige Betonung und leichte, fließende Aussprache. Besonders hebt er noch hervor, daß man in der gewöhnlichen Unterhaltung das *e* der Endung nicht aussprechen dürfe. Die Beispiele für die Unterdrückung dieser Laute hat er aus der Grammatik des Duez entnommen, „und einem Anfängling zulieb allzeit mit teutschen Buchstaben dero *contrahirten* Laut *exprimiret.* Obwohl

---

1) z. B. S. 41: *Nostre eu d'ordinaire se prononce comme l' ó marqué* [ö] *des hauts Allemands.*

2) Mey's Kapitel *De Pronunciatione* beginnt folgendermaßen: „Die Frantz. Buchstaben werden wie auf Teutsch gesprochen, ausgenommen: *ia, ie, ii, io, iu, ge, gi,* werden wie / *sch* / mit Stimm gesprochen. Die Stimme ist nur eine Auswerffung aus dem Magen, so einen Schall hat. Ohne Stimm aber ist / wann man nur bläset / ohne Schall."

3) Buffier (1711) stellt in einer Tabelle für bestimmte Laute französische, deutsche, englische, italienische und spanische Wörter zusammen, in denen diese Laute vorkommen, und verweist außerdem als gelehrter Grammatiker auf das Griechische.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht zu läugnen / daß die Teutsche *expression* nicht allzeit die Frantz. naturelle Art *assequirt*, und daher etwa noch einig lebendige Vorsprach des *docentis* dabey wird vonnöthen seyn."

Das Vergleichen mit der deutschen Muttersprache anstatt mit dem Lateinischen nimmt im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts immer mehr zu. Das ist die natürliche Folge des Umstandes, daß die lateinische Sprache allmählich immer mehr von ihrer früheren Bedeutung und weiten Verbreitung einbüßte. So meint z. B. M. Kramer (1691), der auch in syntaktischen Fragen großen Wert auf den Vergleich mit der Muttersprache legte, eine fremde Sprache lerne man viel leichter „durch Gegeneinanderhaltung der angebornen / als einer erstudirten Sprach."

Im 18. Jahrhundert finden wir noch das gleiche Verfahren. Wie z. B. Herbau (1708) in seinen Ausspracheregeln das Deutsche zur Erklärung heranzieht, zeigen einige Beispiele aus seiner Grammatik:

„*ai* Wie ein Teutsches *ä:* als *faire* machen / *taire* schweigen. Nimm auß nachfolgende Wörter / in welchen es wie ein Lat. *E* lautet / 1. *j'ai*, ich hab / *je nai*, ich werde gebohren / *je sçay*, ich weiß. — 2. Das *Futurum* aller *Verborum*, als: *je ferai*, ich werde thun / *je dirai*, ich werde sagen. — 3. Das einfache *Perfectum* der ersten *Conjugation* / als: *j'aimai*, ich hab geliebet / *je parlai*, ich hab geredet.

aign Wie auff Teutsch *äni* / als *baigner*, baden / *daigner*, würdigen. Man schreibt *gagner*, gewinnen / und nicht *gaigner*.

ail In einer Sylben wie *alg* / als: *atirail*, Zurüstung / *bétail*, das Vieh / *travail*, Arbeit.

aill Wird gelesen wie *al-i* oder *alg* / als *tailler*, schneiden / *travailler*, arbeiten.

aim In einer Sylb wie im Teutschen *äing* / als *faim*, Hunger / *daim*, eine Gemß." usw.

Aehnliche Zusammenstellungen finden sich in vielen Grammatiken [1]), wo in gleicher Weise wie bei Herbau schon Bemerkungen aus der Formenlehre (z. B. über Endungen) eingeflochten werden.

An das Lateinische schließen sich im 18. Jahrhundert noch Raucourt (1704) [2]) und De Pratel (1715) [3]) an, der in seiner 834 Seiten umfassenden *Grammatica Burgundica* sehr ausführlich von der Aussprache handelt. F. Roux (1760, 1765) verweist in seinen Büchern wegen der französischen Aussprache ebenfalls noch auf lateinische, hauptsächlich aber auf deutsche Laute, macht aber gleichzeitig auf die Mängel dieses Verfahrens aufmerksam, so wenn er S. 8 seines „*Kurzen Begriffs*" (1765) sagt: „Wenn man hier sagt, daß man *aim, ain etc.* fast wie *eng* oder *eing* ausspricht, kan man mercken, daß in Aussprechung dieser letzten teutschen Sylbe einige etwas von *a*, als in dem teutschen Wort *ein* mercken lassen, welches aber nicht im Französischen geschehen darf. Man muß sich auch nicht einbilden, daß man das *n* sowohl als *g*, gleich wie in dem teutschen Wort *eng* an statt enge, oder doch etwas gelinder müsse vernehmen. Den man

---

[1]) z. B. Sarganeck, Chastel.

[2]) z. B. S. 11: „*Vocalis* i. *et* o. *gallicè et latinè eodem modo exprimuntur, vocalis autem* u. *effertur purius et absque adminiculo vocalis* o. sed *quasi sibilus ederetur, v. g.* rompu *fractus, super* sur."

[3]) So sagt er z. B.: „*A sonum Latinis proprium servat*" oder über die beiden e-Laute, die er unterscheidet, bemerkt er: *Masculinum ex accentu cognoscitur et ad Latinam pronuntiationem accedit. Femininum . . . omni caret Accentu et molli effertur sono.* — Auch mit spanischen und flandrischen Wörtern vergleicht er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

muß von dem *g* fast gar nichts hören, welches auch bey den folgenden Num. II. 23. und 30. zu wiederholen ist; sintemal z. E. *ang* ja nicht darf lauten, wie in dem teutschen Wort *Anfang;* sondern man hört in allen diesen Sylben nichts als einen dunkeln Klang *(sonum nasalem)* und nicht ein *n* oder *g* so stark, wie im Teutschen."

Hatte Bernhard (1607) die Dialektaussprache zum Vergleich herangezogen, so warnt Roux davor, beim Vergleichen mit deutschen Lauten falsche Dialektaussprachen mit einzumischen. So sagt er z. B. (S. 9) bei der Unterscheidung von ö, e, ä: „absonderlich müssen es diejenigen Teutschen wohl mercken, welche es [nämlich das ö] gar zu helle machen, und pronunciren *blede* an statt *blöde*, damit sie nicht hernach *Serviter* an statt *Serviteur* pronunciren."

Reichlich Gebrauch von dem Vergleichen mit der Muttersprache macht der Herausgeber des *Verbesserten Französischen Langius* (1743). Im Anschluß an Comenius vertritt er die Ansicht, man solle beim Lehren und Lernen einer Sprache Stück für Stück an eine schon bekannte, z. B. die Muttersprache anknüpfen und das damit Uebereinstimmende und davon Abweichende hervorheben.[1]) So stellt er z. B. zur Verdeutlichung des Unterschiedes zwischen *Tenues* und *Mediae* deutsche Wörter gegenüber,[2]) was besonders auch der Dialekte wegen von Nutzen sein konnte. Der Verfasser sagt nämlich: „Die Herren Sachsen und Franken können sich diesen gewiß guten Rath mit ungemeinem Vorteil zu Nutze machen."

Weil dieser Grammatiker den französischen Silbenklang möglichst aus den deutschen Tönen, „mithin das unbekannte aus Vergleichung mit dem bekannten erläutern" will, geht er zunächst mit seinen Schülern an der Hand von Freyer's „Orthographie" das Wichtigste aus der deutschen Schreibung und Aussprache durch. Auch als Sarganeck über den Gebrauch seiner „General-Tabelle alles Declinirens und der natürlichen Syntax" spricht (1743, S. 146), bemerkt er: „Nach dieser Tabelle ist . . . . . zuvörderst die Muttersprache des Lernenden wohl zu exerciren . . ."[3]) — Sogar auf satzphonetische Fragen seiner Muttersprache macht Sarganeck — wie schon Meigret[4]) — seine Schüler aufmerksam, um daran dieselbe Erscheinung in der französischen Aussprache zeigen zu können.[5]) Auch heute noch hört man immer wieder, wie die Schüler hauptsächlich der Unterklassen die dem Sinne nach meist schwachbetonten Wörter (wie Artikel, Pronomina, Präpositionen u. dgl.) ebenso stark betonen wie die Wörter (Substantiva, Verben u. dgl.), die Hauptträger des Sinnes sind. Und auch heute noch haben wir kein besseres Mittel,

---

[1]) Auch S. 607 ff. der Aufl. von 1743 (in den Auflagen 1758, 1769 S. 470 ff.) wird in dem „*Verbess. Franz. Langius*" auf die Vorzüge der *Opera didactica* des Comenius verwiesen; es heißt da u. a., daß dieser Grammatiker mit der Muttersprache und einigen anderen vergleiche, was in vielen Dingen Licht und Vergnügen schaffe.

[2]) „*B* und *P* ist unterschieden, wie im Teutschen, in den Worten Bein und Pein, z. E. *bas* und *pas*." Aehnliche Beispiele sind:

d : t — denen : tönen, *don : ton*
g : q, k — Garten : Karten, *guerir : querir*
j, g : ch — schaden, *Jacques : chaque*
v : f — Wein : fein, *vin : fin*
z : s — Rose : Rosse, *Zèle : selle.*

[3]) Hezel (1799) geht zunächst an der Muttersprache die wichtigsten Begriffe von Sprachlehre, Sprachregeln, Redeteilen, grammatischen Terminologien u. ä. durch.

[4]) Ausg. seiner Grammatik von W. Förster (Sammlung französischer Neudrucke, Bd. 7), Seite VII.

[5]) „Vocales werden zuweilen durch die drauffolgenden Sylben im Ton verändert: z. E. der Vocal *u* in *du* ist kurtz und schwach in dieser Connexion: *Du sagst gar nichts darzu*, weil eine starke, laute oder steigende Sylbe drauf folgt. Hingegen ist das *u* lang, stark und laut in dieser Connexion: *Sagst du denn nichts dazu?* weil eine schwache, stille oder fallende Sylbe drauf folgt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Schülern, die Wort für Wort gleich stark hervorstoßen, das Sinnwidrige einer derartigen Artikulation zu zeigen, als ihnen ebendenselben Satz mit der gleichen Betonung deutsch vorzuführen.

Poetevin (1728 und 1753), der sich an Roux und z. T. auch an den „*Verbesserten franz. Langius*" anschließt, vergleicht ebenfalls mit deutschen Lauten, behandelt aber die Aussprache nicht so ausführlich wie seine Vorbilder, sondern begnügt sich mehr mit tabellarischen Zusammenstellungen. Ebenfalls von Roux oder Comenius scheint Georg August Fuchs (1739) beeinflußt zu sein, der seine Regeln an das Deutsche oder das Lateinische anzupassen sucht, „welches ein Hauptvortheil ist, wenn man eine fremde Sprache erlernen will, daß man beständig das unbekannte auf etwas bekanntes reducire." Dieses Prinzip überträgt er auf die Ausspracheelehre. Er nennt dem Schüler deutsche oder lateinische Wörter, in denen die in Frage kommenden Laute in gleicher Weise ausgesprochen werden. Auf diese Art stelle man die bekannte Aussprache der *Imagination* als gegenwärtig dar und messe die noch unbekannte gleichsam danach ab.

Mit deutschen Lauten vergleichen um jene Zeit noch P. Mignot, dit Beautour (1743)[1], Steinbrecher (1744), Colom (1776)[2], Greiffenhahn (1749), Klüter (1750), die *Grammaire Raisonnée* (1762)[3], Parrot (1763), Demengeon (1791)[4], Chastel (1792)[5], Debonale (1797), Brüel (1799) u. a.

Während uns die neuere Phonetik gezeigt hat, daß die scheinbar im Französischen und Deutschen gleichlautenden Laute doch von beiden Völkern verschieden hervorgebracht werden, worauf auch gelegentlich frühere Grammatiker schon hinwiesen, meint Du Grain (1738): „Man muß sich nicht einbilden daß alles anders als *in Latinitate* und im Teutschen ausgesprochen werde." Auch Steinbrecher (1744) identifiziert einfach eine Reihe von deutschen und französischen Lauten.

Vorsichtiger drückt sich Rädlein (1729, 3. Aufl.)[6] aus, der in einem besonderen Abschnitt davon spricht, „was ein Teutscher im *pronunciren* im Frantzösischen vornehmlich in Acht zu nehmen hat." Vor allem warnt er vor der aspirierten Aussprache der Hochdeutschen und weist auf die Verschiedenheiten der Aussprache hin mit den Worten: „Wer unterschiedene Landübliche Sprachen gelernet, der muß, wenn er eine jede recht aussprechen will, bey einer jeden den Mund und die Zunge auf andere Art formiren." (S. 71). Mouton (1712), der das Deutsche nur sehr mangel-

---

[1]) Er sagt z. B. (S. 5) über den ersten Laut in Wörtern wie *juste, Jesus: presque le même son qu'ils* [les Allemands] *donnent à* sch, *le plus délicatement qu'il leur est possible.*

[2]) S. 22 heißt es bei ihm: „Dieses nasse, oder lieblich fließende *l* muß so zweifelhaft lauten, daß man nicht weiß, ob das *i* mehr vor, oder mehr hinter dem *l* gehöret werde. Am besten ist es, daß man den Laut des *Vocalis* oder *Diphtongi* etwas lang schleppe, und dann das folgende wie *lj* spreche, wie im Deutschen Familie, so auch *fa-mi-lle.* Wenn dieses *l* am Ende steht, so muß man kurz abbrechen, mit einer gelinden Zerfliessung: als *mail* wie *mahlj*, oder ein sanftes *mahlch.*"

[3]) In ihr wird z. B. der dumpfe ə-Laut verglichen mit dem *e* der Vorsilben in deutschen Wörtern wie „Gewerb, Gedächtniß, Getümmel" u. a. — Daß die Laute keineswegs gleich sind, hebt K. Quiehl hervor in seiner „*Franz. Aussprache und Sprachfertigkeit.*" 5. Aufl. (Leipzig u. Berlin 1912), S. 31.

[4]) z. B. S. 33: Das *m, n* der Nasalvokale laute „Ungefähr wie das deutsche *n* vor *g* in den Wörtern Mangel, fangen, länger." Doch dürfe man ja nicht das *g* mit aussprechen.

[5]) In seinem *Essai d' une Grammaire achevée*, der sich hauptsächlich mit der Formenlehre und Wortfügung befaßt und in dem deshalb die Aussprache nur kurz behandelt ist, heißt es: „*D* klingt wie das deutsche *d*, noch etwas sanfter. — *G* vor *a, o, u*, und vor einer *consonne* klingt wie in dem deutschen Worte Gott, oder groß, nach der oberrheinischen Mundart, das ist, wie ein halbes *k*. — *G* vor *e* und *i* wie ein halb ausgesprochenes deutsches *sch.*"

[6]) Rädleins Behandlung der Aussprache wird von Du Grain (1738) als eine in jeder Hinsicht vollkommene gerühmt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haft beherrschte, war sich dieses Unterschiedes in der Artikulation wohl nicht bewußt. Immerhin aber hält er es für nötig, seine Vergleiche mit deutschen Lauten durch ein hinzugefügtes „beinahe“ einzuschränken.

Aehnlich wie Roux[1]) warnt Greiffenhahn (6. Aufl. seiner *Grammatica Literatorum*, 1749, S. 16) vor dem Uebertragen einer falschen provinziellen Aussprache: „*B* wird ausgesprochen Wie es die Niedersächs. Teutschen aussprechen, nemlich so, daß man den äussersten Teil der Lippen gelinde *comprimire*, doch *b* nicht mit dem Teutschen *w* confundire.“ Welche Nachteile das stillschweigende Anlehnen an dialektische Eigentümlichkeiten haben konnte, zeigt folgendes Beispiel. Setau spricht S. 22 seiner „*Franz. Sprachlehre für die Deutschen*“ (1787) von dem sanften deutschen *s* in Wörtern wie sehen, Nase u. dgl. Für ihn, der vielleicht von Geburt Norddeutscher war — seine Grammatik erschien in Danzig — bestand freilich kein Unterschied, aber Süddeutsche wurden durch derartige Regeln leicht irregeführt.

Gerade bei den Grammatikern des 18. Jahrhunderts können wir immer häufiger beobachten, daß sie auf deutsche Dialektaussprachen Rücksicht nehmen. So läßt Ohm (1795) das französische *g* vor *a*, *o*, *u*, „wie ein gelindes *k*“ sprechen. Den Vergleich mit deutschem *g* weist er zurück, „weil viele Deutsche das *g* wie ein gelindes *ch* aussprechen“ und deshalb „*ch*ott, *ch*ar, *ch*ut“ sprächen.[2])

Daulnoy (1797) bezeichnet französisches *g* vor *a*, *o*, *u* ebenfalls als gelindes *k*, *j* und *g* vor *e*, *i* als gelindes *sch*. Er bemerkt aber dazu: „Keine bessere Aussprache können wir angeben: wer aber einen gebohrnen Franzosen sprechen gehört hat, wird sich von selbst überzeugen, daß zwischen dieser und der französischen Aussprache noch ein Unterschied ist.“ Daulnoy zieht sogar Fremdwörter zum Vergleich heran, ohne dadurch aber dem Schüler die Aufgabe zu vereinfachen. Wenn man Wörter wie *Genie*, *logiren* gut aussprechen könne, dann habe man die ächte Aussprache; ebenso, wenn man von dem deutschen *g* vor *a*, *o*, *u* „die harte und aus der Kehle kommende *Aussprache*“ wegnehme. Dieser Grammatiker ist sich also ebenfalls der Mangelhaftigkeit der sich ans Deutsche anlehnenden Aussprachemethode bewußt und warnt auch vor der Anwendung einer provinziellen Aussprache (z. B. Kēnig für König, fri für früh), weil man sonst mit den Zeichen *ö* und *ü* einen falschen Laut verbinde.

Gegen das Vergleichen französischer Laute mit deutschen wendet sich De la Veaux in seinen *Vrais Principes* (1785): „Ein großer Fehler aller bisherigen Franz. Sprachlehren für die Teutschen liegt darin, daß sie die Töne der Franz. Sprache schlechterdings mit den Tönen der Teutschen Sprache übereinstimmig machen wollen, und daß sie lehren, jene wie diese auszusprechen. Eine ganz untaugliche Methode! Sie ist schuld, daß niemand, der ihr folgt, gut aussprechen lernt.“ Auch gedenkt De la Veaux der Schwierigkeiten, die sich für dieses Verfahren aus den dialektischen Verschiedenheiten der deutschen Sprache ergeben. Er fährt fort: „Freilich ist der Unterschied zwischen dem *l'a* der Franzosen und dem *a* der Teutschen nicht groß, allein in der Art beyde auszusprechen, giebt es einen Unterschied. Der Teutsche spricht mehr mit der Kehle[3]), der Franzose mehr mit dem Munde, und ist auch dieser Unterschied in gewissen Ländern Teutschlands nicht vorhanden, so wird er doch in vielen anderen merklich, wo man verschiedene Aussprache hat. Wir wollen uns einer solchen Methode zu bedienen wohl in Acht nehmen, und nur sagen: Das einzige Mittel, gute Aussprache zu erlernen besteht darin, einen guten Lehrmeister anzunehmen.“

---

[1]) S. 17 dieser Abhandlung.

[2]) Auch Mauvillon (1754) warnt vor gewissen französischen wie deutschen Dialektaussprachen.

[3]) Vgl. S. 9, Anm. 1 dieser Abhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohl unter dem Einfluß dieses bedeutendsten Grammatikers des 18. Jahrhunderts wendet sich auch Schlett (1799) gegen ein Anknüpfen an deutsche Laute. Auf S. 1 sagt er in seiner Grammatik: „Einige Sprachlehrer kamen auf den Gedanken, die Töne durch Buchstaben ausdrücken zu wollen. Sie sagten z. B. das französische *ai* oder *ois* wird ausgesprochen wie das deutsche *ä*, das *g* wie *sch*. Jedem, der nur nicht ganz harte Ohren hat, wird das Lächerliche und Falsche dieser Art bald auffallen.“ Schlett betont (S. 21) nicht nur: *g* „lautet viel leiser als ein deutsches *sche* vor *e, i*“, sondern gibt auch Beispiele von Ausspracheunterschieden, die zeigen, daß er schon recht scharf zugehört hat. So sagt er S. 3: „*a* lautet im Französischen viel schärfer und heller als im Deutschen. *Karl*, so wie es ein Deutscher ohne Affectation ausspricht, und *Charles* von einem Franzosen gesprochen, welch ein Unterschied im Tone!“ Oder S. 17 heißt es: „*C* hat eine doppelte Aussprache. Es lautet wie *k*, doch ohne dem Nachhall *h*, der sich im Deutschen hören läßt, und kurz und scharf vor *a, o, u*.“

Innerlich verwandt mit dem in diesem Abschnitt geschilderten Verfahren ist das ebenfalls seit den Anfängen des französischen Unterrichts übliche Transkribieren der fremden Laute durch Zeichen der lateinischen oder deutschen Sprache, denn auch das ist im Grunde ein Vergleichen mit den Lauten einer dem Lernenden bekannten Sprache. Von dieser Methode wird in einem besonderen Kapitel ausführlich die Rede sein; auch werden wir dort an Beispielen zeigen, wie man zunächst nur die Aussprache einzelner Laute und Silben, allmählich aber ganze Wörter, Sätze und Uebungsstücke mit deutschen und lateinischen Lettern umschrieb und diese Transkriptionen zu verbessern suchte. Mit Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raum schließen wir jetzt ein kleineres Kapitel an, in dem wir auf ein anderes Verfahren eingehen werden, die französischen Laute auf schriftlichem Wege zu verdeutlichen.

---

2. Anweisungen über die Hervorbringung der Laute.

Schon im lateinischen Unterricht muß es üblich gewesen sein, die Hervorbringung der fremden Laute zu beschreiben. So sagt z. B. Desiderius Erasmus in seinem *De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione Dialogus* (o. O. 1528) auf S. 92 über den Laut a: *A, diducto largiter ore profertur, lingua recta suspensa, hoc est, nec ad palatum superius afflexa, nec in latus dentiũ uallum impacta, nec in latus dentiũ illisa, nec inter dentium hiatum inserta, uoxque prodit ex arteria profundiore, feriens superius palatum.*

Was uns vielleicht sonderbar erscheinen mag, daß sich die neusprachliche Methode in ihren Anfängen durchweg an den Lateinunterricht anschloß [1]), war nur eine ganz natürliche Folge des Umstandes, daß die lateinische Sprache durch das ganze Mittelalter hindurch noch eine lebende Sprache war und sich wie eine solche den jeweiligen Bedürfnissen der Gesellschaft, deren Denken und Empfinden anpaßte. So wurden auch in die lateinischen Grammatiken stets die jeweilig neuen Wörter, Formen und Konstruktionen aufgenommen. Geflissentlich stellten die Grammatiker schon seit Priscian den modernen Sprachgebrauch dem alten entgegen [2]).

---

[1]) Vgl. Streuber a. a. O. 81/82. — Vgl. auch meinen Aufsatz in den *Neueren Sprachen* XXII, 457, 460, 581 u. 582.

[2]) Vgl. Dietrich Reichling, S. VI der Einleitung zu der kritisch-exegetischen Ausgabe des *Doctrinale* des Alexander de Villa-Dei. (*Monumenta Germaniae Paedagogica*, Bd. XII). Berlin 1893.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für das Französische finden wir eine Angabe über die Stellen, wo die Vokale hervorgebracht werden, schon in dem um 1400 geschriebenen *Donait francois* des Johan Barton: *Le premier vouyel est* a *et serra sonne en la poetrine, le seconde est* e *et serra sonne en la gorge, le tiers est* i *et serra sonne entre les joues, le quart est* o *et serra sonne au palat de la bouche, le quint est* u *et serra sonne entre les levres.*[1])

In dem *Lambeth Fragment on French* (1528) finden wir folgende Stelle: *A. ought to be pronounced from the bottom of the stomak and all openly.* E. *a lytell hyer in the throte there proprely where the englysshe man soundeth his* a. — i *more hyer than the* e *within the mouthe.* — o *in the roundenesse of the lyppes.* — v *in puttynge a lytell of wynde out of the mouthe thus,* ou, *and not you.* Und Tory (1529) sagt in seinem *Champ fleury:* I *veult estre pronunce . . . . dune alayne et esperit yssant entre les dents ung peu serrees.*[2])

Mehr allgemeinerer Art ist die Bemerkung, die Palsgrave (1530) über die Hervorbringung der französischen Laute macht. In der Einleitung zu seinem umfangreichen *Eclaircissement* sagt er: *To be armonious in theyr spekyng, they use one thyng, which none other nation dothe, but onely they, that is to say, they make a maner of modulation inwardly, for they forme certayne of theyr vowelles in theyr brest, and suffre nat the sounde of them to passe out by the mouthe, but to assende from the brest straight up to the palate of the mouth, and so by reflection yssueth the sounde of them by the nose.*[3]). Aus der *Introductorie* des Du Guez (1532) ließe sich allenfalls die folgende Stelle als eine derartige Beschreibung der Artikulation ansprechen: *Ye shal pronounce your* a, *as wyde mouthed as ye can.*[4]). Im übrigen vergleicht Du Guez, der die Aussprache überhaupt ziemlich kurz behandelt, mit den lateinischen und englischen Lauten.

Häufiger hat Pillot (1550) derartige Beschreibungen angewandt. So heißt es bei ihm: *Inter* b, *et* p, d, *et* t, v/*consonantem et digammam* f, *Germani perquam tenue discrimen faciunt: Galli multò maius pronunciantes* b, *et* d, *et* v, *consonantes leuiori spiritu remissiorique labiorum motu quam* p, t, *et* f. Ueber den durch *gn* in Wörtern wie *Allemagne* u. ä. bezeichneten Laut bemerkt er: *lingua in medio curua et pulsante inferius maxillam, saliua interclusa, ut sonus fiat madior et delicatior, quod imitatione diligenti galli loquentis, quam descriptione longa, melius discere licet, neque sane, ad id idioma rectè scribendum ut effertur, hactenus habuimus satis indonaeum elementum.*[5]) Ueber die den Deutschen eigentümliche Aussprache des französischen *j* heißt es bei demselben Grammatiker: *Germani primum gallicè sonore discentes hanc consonantem malè exprimunt largiore quippe spiritu et plus aequo referatis primoribus dentibus ijsque non satis oppressa lingua.*

H. Estienne (1582) bemerkt über das weibliche *e*, es werde *obtuso minusque claro atque adeo imperfecto quodam sono, quasi faucibus inhaerente* gesprochen.

Von Beza (1584) können wir mehrere derartige Beispiele anführen. Ueber *a* sagt er S. 12: *Haec vocalis, sono in radice linguae solis faucibus formato, ore hiante clarè et sonorè à Francis effertur, quum illam Germani obscurius et sono quodam ad quartam vocalem* o *accedente pro-*

---

[1]) Vgl. Stengel in *Zeitschrift f. neufranz. Sprache u. Lit.* I, 25.

[2]) Zitiert von Lange a. a. O. 19, Anm. 2.

[3]) Ausg. von Génin, S. XV.; auch zitiert von Ellis a. a. O. III, 816.

[4]) Ausg. von Génin (derselbe Band wie Palsgrave) S. 899.

[5]) Pillot ist sich also schon der Unzulänglichkeit phonetischer Transkriptionen wie überhaupt jeder schriftlichen Fixierung von Lauten bewußt. Er verwirft derartige Hülfsmittel keineswegs, sondern fordert nur zur Ergänzung den mündlichen Unterricht, wovon in einem besonderen Kapitel die Rede sein wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nuntient.[1]). Der Laut *m* werde in gewissen Stellungen wie *n* ausgesprochen: *ita videlicet ut non modò labia non occludantur, sed etiam linguae mucro dentium radicem non feriat* (S. 30). Und *n* müsse gesprochen werden (S. 32): *mucrone videlicet linguae minimè illiso superiorum dentium radici.*[2]) Beza scheint aber auch schon erkannt zu haben, daß jedes Volk seine eigene Artikulationsweise hat. Eine Hauptschwierigkeit für die Ausspracheerlernung erblickt er nämlich darin, *quòd unaquaeque gens in natiuo suo idiomate peculiare quiddam obseruet, ad cuius normam dum peregrinas etiã linguas vitiosè inflectit, ita fit ut Germani Germanicè, Angli Anglicè, Franci Francicè, Latinas voces enuntient tam variè, ut eruditę quidem aures, quarum superbissimum est judicium, grauiter offendantur: vulgus autem imperitum totidem linguas audire sibi meritò videatur.*

Von den Grammatikern des 17. Jahrhunderts nennen wir: Cachedenier, Du Val, Bernhard[3]), Knobloch, Mey und Pielat, der teilweise recht gute Beschreibungen über die Hervorbringung der Laute gegeben hat.

In Cachedenier's *Introductio* (1601) heißt es z. B. S. 2: *A clarè et sonorè effertur, id est, aperto ore, lingua videlicet ad palati radices ita reducta, ut non feriat dentes.* Oder über das *b* sagt der Verfasser S. 10: *Hęc consonans oris labiorum compressis intus mutit, estque plenioris et durioris soni quàm* p. Beide Laute würden von den Deutschen leicht durcheinander geworfen. Ueber die Hervorbringung des *c* heißt es S. 12: *Haec litera molaribus super lingua extrema appulsis intimaque lingua ante palati fastigium percussa, exprimitur.*

Du Val (1604) schreibt z. B. S. 8 vor: *C. Se prononce les leures ouuertes, du bout de la langue contre les dents, tellement qu'il en a un son plus obtus et moins discerné, tirant sur la consonnante s*[4]). Oder über *d* sagt er: *D. est en cela conforme au* b, *qu'il ne change point de prononciation, toujours frappé du bout de la langue contre le rang des dents hautes* (S. 11).

Bei einer ganzen Reihe von Lauten macht Mey (1669) Bemerkungen über ihre Hervorbringung. Allerdings sind seine Beschreibungen über die physiologischen Vorgänge bei der Lauterzeugung selbst im Vergleich zu den oben genannten früheren derartigen Versuchen recht unbeholfen, so wenn er z. B. zu Anfang seiner Grammatik sagt: „Die Frantzösischen Buchstaben werden wie auf Teutsch gesprochen, ausgenommen: *ia, ie, ii, io, io, ge, gi,* werden wie / *sch* / mit Stimm gesprochen. Die Stimm ist nur eine Auswerffung aus dem Magen, so einen Schall hat. Ohne Stimm aber ist / wenn man nur bläset / ohne Schall.“ Oder es heißt bei ihm: „*é, es, er* am ende wie langes *e*, aber mit lachendem Mund.“ Oder: „*ai, ei, ect, et, ets, oient* wie ein langes *e*, aber mit eröffneten Zähnen“. — „*u* wie *i*, mit geschlossenen Leftzen“ und *ill* werde wie *ili* „mit der Zunge halb am gaumen gehalten“ gesprochen.

Auch im 18. Jahrhundert findet das Verfahren, die Laute und ihre Hervorbringung zu beschreiben, eine ganze Reihe von Anhängern. Fr. Roux sagt S. 9 seines *Novum lumen* (1711): *Sonus duarum Literarum B et P per labiorum compressionem formatur et discernitur. P cum duriori interioris labiorum partis compressione, B autem exteriorem saltem labiorum partem leniter comprimendo effertur*[5]). Fuchs (1739), der sich an Roux anschließt, will in seinem Unterricht bei jedem

---

[1]) Zitiert von Ellis a. a. O. III, 820 und Lange a. a. O. 19.
[2]) Vgl. Ellis a. a. O. III, 826 und Lange a. a. O. 31.
[3]) Vgl. S. 15, Anm. 8 dieser Abhandlung.
[4]) Er umschreibt deshalb auch Wörter wie *Façon, deça* mit *Fason, desa.*
[5]) Auch in seinem „*Kurzen Begriff*“ (1765), S. 63 ff. finden sich Beschreibungen der Lippenstellung u. dgl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Konsonanten angeben: „1. wie er ausgesprochen wird; 2. wo er ausgesprochen oder verschwiegen wird.“

Mauvillon (1754), der die Anwendung von Transkriptionen zur Verdeutlichung einer fremden Aussprache für unzureichend hält, sieht dagegen in den Beschreibungen der Hervorbringung der Laute ein vorzügliches Hilfsmittel für den Ausspracheunterricht: *J'ajoute encore qu'on peut faciliter la prononciation en décrivant en détail les divers mouvemens de la langue et des lèvres; et c'est ce que je me propose de faire, non pas pour ceux de ma nation, comme le Philosophe de Moliere;*[1]) *mais pour les Etrangers, dont la plûpart ne prononcent mal plusieurs de nos voyelles et de nos consonnes, que par les faux mouvemens qu'ils font faire à ces organes.* (S. 4)[2]).

Kilg (1783) bemerkt (S. 122) zunächst allgemein über die Aussprache: *Elle consiste en des sons formés de l'air qui s'échape des poumons, et articulés à leur passage par les divers mouvemens et situations de la langue, du gosier, du palais, des lèvres et des dents.* Die Laute teilt er (S. 132) ihrer Hervorbringung nach ein und erklärt kurz, wo sie gebildet werden. Zu *p* und *b* bemerkt er z. B.: *Des lèvres plus ou moins serrées ensemble.* Dann folgt *m: Comme* b, *mais moitié du nez.* Dann f, ph, v: *De la lèvre inférieure contre les dents supérieures.* — s, c, ç, z: *Des dents de devant.* — ch, j, g: *Du large des dents.* — t, d: *Du bout de la langue contre les dents de devant.* — n: *comme* d, *mais moitié du nez.* — l: *Du bout de la langue contre le* palais vers les dents. — r: *comme* l, *mais dure et la langue tremblante.* — q, c (k), g: *Du dos de la langue contre le palais vers le gosier.* — h: *Elle est ou forte, sortant avec force de la poitrine par le gosier, ou muette.* — gn: *Du dos de la langue contre les dents, mais moitié du nez.*

Während Kilg, wie die Beispiele zeigen, von dieser beschreibenden Methode ausgiebig Gebrauch macht, bedient sich Demengeon (1791) ihrer nur gelegentlich einmal, nämlich für die stimmhafte breite Spirans (z. B. *juger),* S. 58: „Um den gehörigen Laut zu treffen, darf man es nur mit zurückgehaltener Zunge und ohne die Lippen zu bewegen aussprechen.“ Ueberhaupt machen viele der in diesem Kapitel genannten Grammatiker nur gelegentlich einmal, bei bestimmten Lauten, von diesem Verfahren Gebrauch. So z. B. auch Schlett (1799), der (S. 13) nur über die nasale Aussprache bemerkt: „Es kömmt nämlich der Laut nicht offen zum Munde heraus, sondern er stößt sich ober dem Munde ab, und die Consonanten *m* und *n* werden gar nicht gehört.“ Außer auf die Vokale wird die die Lautentstehung beschreibende Methode von den Grammatikern besonders auf die Nasale, die stimmhafte breite Spirans und den Unterschied von Mediae und Tenues angewandt. Für alle Laute dagegen bedienen sich dieses Verfahrens schon Palsgrave und Beza und vor allem dann im 18. Jahrhundert Fuchs, Kilg, Mey, Chastel, Daulnoy u. a.

Auf die Hervorbringung der Nasallaute macht Chastel (1792) in seinem *Essai d'une Grammaire achevée* (S. XXI) aufmerksam: „Die *voyelles nazales* werden auf viererley Arten ausgesprochen,[3]) alle vier mit offener Kehle, und mit vier verschiedenen Aufsperrungen des Mundes, indem sich die Kinnbacken mehr oder weniger auseinandergeben. Die vier Töne lauten ungefähr wie *ang, eng, ong, öng.*“ Und S. XXII fügt er hinzu: „Bey der Aussprache der Nasensylben darf weder der Gaumen noch die Lippen anstoßen, und die Luftröhre in dem hintersten Munde muß offen bleiben.“ In seinem *Traité methodique de la bonne prononciation et de l'orthographe*

---

[1]) Vgl. Molière, *Le Bourgeois gentilhomme* II, 6, wo man eine ganze Reihe solcher Lautbeschreibungen findet.

[2]) Beispiele derartiger Beschreibungen bei Mauvillon (1754), S. 56 ff.

[3]) z. B. *jambe, aimant; vin; bon; un.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

françoise (1781) empfiehlt er dem Lehrer, die Schüler die verschiedensten Mundstellungen für die Hervorbringung der Laute einnehmen zu lassen, z. B. „bald den Mund zu öfnen, wie bei dem Vokal *o* in *or*, und bei dem Nasendoppellauter *ien* in *bien* . . .; bald die Zähne zusammen zu halten, wie in der Aussprache des *e* in *été* . . .; bald die Spitze der Zunge an den Gaumen zu bringen, wie bei dem *s* . . ., wie bei der Aussprache des *j* konsonant . . .“ usw.

Auch De la Veaux macht in seinen *Vrais Principes* (1785) gelegentlich einmal (S. 22) eine Bemerkung über die Hervorbringung. Bemerkenswerter ist, daß er — wie der vorhin genannte Kilg — die Konsonanten nach ihrer Hervorbringung einteilt in Lippen-, Zungen-, Gaumen-, Zahn- und Nasenlaute.

Diese Einteilung der Laute in Gutturale, Palatale, Labiale und Dentale, die Fogliani (1791) in dem der italienischen Sprache gewidmeten Teil seiner *Elemens philosophiques* (S. 4) als jetzt üblich bezeichnet, hat sich ganz allmählich durchgesetzt. Während zwar die meisten Grammatiker des 16. bis 18. Jahrhunderts die Laute oder vielmehr die Buchstaben noch in alphabetischer Ordnung aufführen, finden sich Ansätze zu einer phonetischen Einteilung schon seit der ältesten Zeit.

Wenn allerdings in dem *Lambeth Fragment* (1528) die Laute *f, l, m, n, r, s* als Halbvokale *(demy voelles)* von den übrigen Konsonanten *(mutes)* getrennt werden,[1]) so handelt es sich hierbei noch um keine eigentliche Einteilung nach der Hervorbringung. Barcley (1521) hatte über die Konsonanten gesagt: *These consonantis be deuyded agayne into mutes liquides and semy vowels.*[2]) Dagegen rechnet der für Deutsche schreibende Lumnius (1588), der in seiner Grammatik die Buchstaben — nicht die Laute — in „Consonanten, Vocalen und Liquiden“ einteilt, zu letzteren nur *l, m, n, r.*

Ramus (1562) unterscheidet *voyelles ouvertes* und *voyelles arrondies*, scheint also schon eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen rein lingualen und labialisierten Vokalen gehabt zu haben.[3])

An die Einteilung des *Lambeth Fragment* erinnert Canels (1688) Unterscheidung der Konsonanten in Liquidae und Mutae. Er definiert (S. 7): „Die *Liquidae* seynd *C. F. L. N.* und *R.* die allezeit so wol im Anfang / Mitten / als am Ende der Wörtern müssen ausgesprochen werden. . . . Die übrige *Consonantes* seynd *mutae.*“

Fuchs (1739) erinnert zwar daran, daß die Hebräer ihre Konsonanten nach der Hervorbringung in Gutturale, Labiale u. s. w. eingeteilt hätten, behält aber selbst die alphabetische Anordnung bei. Durchgeführt wird die phonetische Einteilung der Laute im Unterricht erst am Ende des 18. Jahrhunderts bei Kilg, De la Veaux und Fogliani. Diese Anordnung fand nach und nach immer mehr Anklang. In der 4. Auflage z. B. der *„Grossen franz. Sprachlehre“* von Daulnoy (1821) werden der Reihe nach die Lippenlaute (S. 29), Zahnlaute (S. 32), Nasenlaute (S. 34), Zungenlaute (*r, l* S. 36), Kehllaute (*c, g* vor *a, o, u*), Zischlaute (*s, z, c* vor *e, i*, hervorgebracht durch das Zischen der dem Gaumen sich nähernden Zunge, und *ch, g, j* vor *e, i*, hervorgebracht durch das Zischen der von dem Gaumen sich entfernenden Zunge), Labiodentale (*f, ph, v*) u. s. w. behandelt. Das nur nebenbei.

Hatte schon Pillot[4]) auf die Unzulänglichkeit derartiger Anweisungen über die Artikulation, wie wir sie oben angeführt haben, hingewiesen, so spricht sich doch von all den Grammatikern, deren Lehrbücher wir eingesehen haben, nur einer direkt gegen dieses Verfahren aus, nämlich

---

[1]) Vgl. Ellis a. a. O. III, 815.
[2]) Vgl. Ellis a. a. O. III, 806.
[3]) Vgl. Lange a. a. O. 20.
[4]) Vgl. S. 22 dieser Abhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Setau (1781). Genau so wie er sich gegen das Transkribieren der Laute wendet, sagt er, auch Regeln, die angeben, „wie man den Mund, die Zunge, die Lippen, und die Backen bewegen, und mit wieviel Wind jeder Ton herausfahren soll", seien unbrauchbar.[1])

In den um jene Zeit erschienenen englischen Grammatiken finden sich wahrscheinlich für all diese Versuche, dem Schüler die fremde Aussprache beizubringen, analoge Beispiele. Anhangsweise sei hier nur eine Bemerkung aus der französisch-englischen Grammatik von Rogissard (1734) mitgeteilt. Es wird darin nicht die Hervorbringung einzelner Laute beschrieben, sondern allgemein auf die Eigentümlichkeit der englischen Artikulation hingewiesen: *Les Anglois n'ouvrent que fort peu la bouche en parlant, et ils ne se servent presque que du bout de la langue, des levres et des dents pour prononcer leurs mots.* Und ganz zutreffende Beschreibungen über die Hervorbringung einzelner Laute, z. B. des stimmhaften *th*, finden sich auch in der nach den Grundsätzen der Meidingerschen Grammatik abgefaßten Englischen Sprachlehre des Erlanger Lektors Joh. Christian Fick (1797).[2]) Doch hält dieser Autor andererseits die mündliche Unterweisung gerade für den Ausspracheunterricht für unerläßlich. Denn in der Vorrede zur 1. Auflage seines Englischen Lesebuchs (1800)[3]) sagt er, der Lehrer habe beim Unterricht darauf zu achten, „daß er die Aussprache des Lernenden durch eigenes Vorlesen, und vermittelst des Gehörs, verbessere und verfeinere; weil unser deutsches Alphabet selten hinreicht, die Aussprache genau zu bezeichnen." Mit diesen Worten lehnt Fick auch die Transkriptionen ab, sofern sie nicht bloß Hülfsmittel für den Ausspracheunterricht neben der mündlichen Unterweisung bleiben.

---

[1]) In seiner „*Franz. Sprachlehre für die Deutschen*" (1787) führt er folgendes Beispiel einer solchen zwecklosen Lautbeschreibung an: „um das *é* auszusprechen, muß sich die Zunge von beiden Seiten gegen den Gaumen erheben, und einen kleinen Kanal bilden, durch welchen die Luft aus dem Munde gestoßen wird."

[2]) Vgl. die Beispiele bei Beck a. a. O. 106.

[3]) Die 4. Aufl. dieses Lesebuchs findet sich zusammen mit des Verfassers „*Prakt. Engl. Sprachlehre*" (13. Aufl., 1820) unter dem Gesamttitel „*Theoretisch-praktische Anweisung zur leichtern Erlernung der Engl. Sprache*" in der Rothschild-Bibliothek zu Frankfurt a/M. (Signatur: Gr 375).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf